Haus und Welt

Rollzeit

Jagdskizze.

Der gestrenge Gebieter Winter beginnt dem lachenden Frühling zu weichen: einstweilen besteht zwar noch ein wechselnder Kampf, doch der Sieg muß kommen, wie er seit Jahrtausenden in Erscheinung tritt. Von den über Nacht bereiften Bäumen taut und tropft es in den warmen Strahlen der Morgensonne. An schattigen Stellen des Waldes liegt noch Schnee, doch auf den Blößen in Lichtungen beginnt schon das frische Gras zu sprießen.

Die Jährlingsfähe, die sich ihren Mutterbau als Hauptwohnung wählte, spürt einen ihr unbekannten Drang: sie läuft am hellen Vormittag umher, was sonst nicht ihre Art ist, besonders dann nicht, wenn sie den Leib voll Fraß hat. Aber auch den in der Mehrzahl vertretenen Jungrüden ergeht es nicht anders, und sobald einer von ihnen auf die Spur der Fähe kommt, folgt er dieser mit tiefer Na e wie ein Schweißhund.

Es sind noch immer zu viel von der roten Sippe in dem stark besetzten Niederwildrevier. Besonders den Fasanen können die Füchse, falls deren Gedecke zu zahlreich hochkommen, großen Abbruch tun. Da ich kein Freund vom Jungfuchsgraben bin, wobei die putzigen Wollkugeln wahllos nud mühelos getötet werden, ziehe ich es vor, jetzt, während der Rollzeit, noch zu versuchen, einige Rotröcke aufs Spannbrett zu bringen, obgleich der Balg nicht mehr so vollwertig als im Winter ist.

So nehme ich denn heute den Fernrohrdrilling vom Nagel, sehe Schloß und Abzüge nach, mache erst einige Kugelschüsse auf die Scheibe und ziehe dann los in den knospenden Vorfrühlingswald.

Ueber dem Holzholz zieht eine Anzahl Bussarde ihre Kreise; sie hatten im Herbst diese Gegend verlassen und kehren nun zurück. Eine Ricke mit ihren beiden starken Kitzen äst auf der Wintersaat und äugt mir vertraut nach; sie weiß, von meiner Seite droht ihr keine Gefahr: außerdem hat sie Schonzeit, aber als führende Ricke hat sie diese sowieso, in unserem Revier immer und in den in guter Jägerhand befindlichen Nachbarrevieren auch.

Nun komme ich an einen langen Wiesengrund. An beiden Seiten desselben steigt der Wald an Hängen empor, in denen sich zahlreiche Fuchsbaue befinden. Ich stelle mich mit gutem Wind an das Ende des Grundes und beobachte nun diesen, weil ich annehme, daß hier am ehesten ein solcher Rotrock in den Bereich meiner Waffe kommt. — Ueber eine Stunde stehe ich schon. Außer einem Rudel Damwild, das über die Wiese hinweg in die am Hang liegende Fichtendickung wechselte, ist nichts gekommen. Doch ich will noch warten; denn bald wird es dunkel, und ehe ich einen anderen günstigen Stand erreichen würde, wäre die Dunkelheit vollständig geworden. Da es nun auch wieder zu frieren beginnt, raschelt das vorher feuchte Laub bei der kleinsten Bewegung. Ich höre im nahen Holz ein beständiges Knistern.

Fester umspannt meine Rechte den Flintenhals; denn jeden Augenblick kann der von mir ersehnte Rotrock erscheinen. Und richtig — aus der gegenüberliegenden Dickung schiebt sich, vorsichtig äugend und windholend, die schlanke Fähe vom Mutterbau, die ich gut kenne, die sich aber bis jetzt immer meinen Nachstellungen durch ihre Vorsichtigkeit entzog. Der Fähe erscheint die Luft rein; ab und zu nach einer Maus haschend, kommt sie mir näher und näher. Erst wollte ich den Kugelschuß wagen; aber da sie bei weiterer Fortsetzung ihrer Mäusejagd nun bald in den Bereich der Schrotläufe kommen dürfte, warte ich lieber noch — sicher ist sicher!

Nun ist sie nur noch ungefähr neunzig Schritte von mir entfernt, jetzt achtzig: nun kann ich den Schuß wagen. Auf vierzig bis fünfzig Meter ist sie an mich heran. Aus dem linken Lauf fährt die tödliche Schrotgarbe auf sie zu; sie sackt an dem Mauseloch, vor dem sie gerade lauerte, zusammen. Ich lasse sie noch liegen; denn vielleicht kommt noch einer ihrer alten oder jungen Verehrer, der den Schuß nicht vernahm und auf ihre warme Spur kam.

Nach einer reichlichen halben Stunde, es ist schon ziemlich dunkel, raschelt es wieder in der Dickung, und mit tiefer Nase folgt ein starker Rüde auf der Spur. Doch leider hat sich der Wind etwas gedreht; der Rüde bekommt den Schweißgeruch der toten Fähe in die Nase, und entsetzt flüchtet er auch schon. Vor der Dickung stutzt er noch einmal. Ich habe auf Kugel umgestellt, das Fadenkreuz des Zielfernrohres tastet sich in den roten Balg; nun lasse ich fliegen. Der Fuchs zeichnet, indem er zweimal hochschnellt; dann verschwindet er in der Dickung. Nette Geschichte! Den Schuß hat er. Aber wo? Für heute kann ich nichts mehr unternehmen. Ich werde am kommenden Morgen mit meiner deutschen Kurzhaarhündin nachsuchen. Die Fähe kommt in meinen Rucksack, und dann gehts nach Hause.

Alsbald ist sie abgebalgt, und ihr Balg trocknet auf dem Spannbrett. Der Fuchskern, der des Balges entkleidete Fuchskörper, wird für die Weisen als Nahrung in den Wald gebracht.

Am nächsten Morgen bin ich schon bei Tagesanbruch am Anschuß des zweiten Fuchses. „Kora" nimmt sofort die Schweißfährte auf, und nun geht es durch die geschlossene Fichtendickung. Der Hut wird mir mehrere Male vom Kopf gerissen; im Nacken rieseln mir abgestorbene Fichtennadeln herab, die ganz anständig stechen, und trotz der drei Grad unter dem Gefrierpunkt gerate ich in Schweiß. Doch endlich gibt „Kora" vor einem Durchlaß einer Brücke des die Dickung durchschneidenden Holzabfuhrweges Laut. Also unter dieser befindet sich der Fuchs. Ob er aber schon verendet ist, frägt sich.

Ich lege mich lang hin und leuchte mit der Taschenlampe unter die Brücke, kann aber nichts Bestimmtes entdecken. Nun schneide ich mir einen langen Haselnußstock ab, den ich oben gekreuzt spalte, und fahre damit unter die Brücke. Ich stoße auf einen weichen Gegenstand. Als ich die Haselrute herausziehe, hängen einige Fuchshaare daran; ein Zeichen, daß der Fuchs wirklich liegt und wahrscheinlich tot ist. Ich schiebe noch einmal die Haselrute hinein und drehe sie, als ich mit ihr wieder am Fuchs bin, einige Male um sich selbst; alsdann ziehe ich an ihr, und da sich die langen Haare des Fuchsbalges in den vier Spalten des Rutenendes verwickelt und festgedreht haben, ziehe ich so den Fuchs hervor. „Kora" stürzt sich auf ihn und schüttelt ihren toten Feind ein paarmal tüchtig; dann nehme ich ihn ihr weg und trete mit diesem zweiten und letzten Fuchs während der diesjährigen Rollzeit zufrieden den Rückweg an. Die Kugel hatte den Fuchs weidwund getroffen und war kurz vor dem rechten Hinterlauf wieder herausgekommen.

Die spanische Tänzerin

Im Pyjama lag Editha auf der Chaiselongue, die Zigarette zwischen den Lippen, das kurzgeschnittene Blondhaar glatt zurückgestrichen. Sie hatte die Knie hochgezogen, die seidenbespannten Beine glitzerten. War es nicht wirklich zum Verrücktwerden: sie lag rauchend da, ohne etwas zu arbeiten, wie eine große Weltdame! Es war aber auch ganz unglaublich, wie schlecht in letzter Zeit die Geschäfte gingen. Niemand schien mehr etwas fürs Kunstgewerbe übrig zu haben. Editha sah die Reihen ihrer Teepuppen und Bajazzos entlang, die mit fadem, gelangweiltem Lächeln auf gebauschten Seidentüchern standen oder saßen. Wenn es mit den Einnahmen so weiterging, mußte sie Walter um Geld bitten. Aber sicher hatte der dann auch wieder keines! Er hatte ja auch keinen Auftrag mehr, bereute es vielleicht schon, daß er damals, als er das viele Geld für das Porträt bekam, ihr in der ersten Freude den Sealmantel kaufte. Es war sein einziges Geschenk bis jetzt. Warum hatte sie sich aber auch in ihresgleichen verliebt! In einen Künstler, der immer schrecklich viel Liebe und Eifersucht hatte, aber fast niemals Geld.

Es läutete.

Sie schnellte die Zigarette in die Schale und lief hinaus. Ein großer, schwarzer Herr stand draußen, sportlich gekleidet, eine Wolke von Eau de Cologne wehte ihr angenehm entgegen. Editha hätte aufjubeln können: der Fremde war ein Kunde. Wenn sie jetzt nur ein bißchen Glück hatte, dann konnte sie die Schuhe aus Schlangenhaut kaufen, die sie bis in den Traum verfolgten.

Während sie den Fremden ins Atelier führte, warf sie eilig einen großen gestrickten Schal über, der ihr vorzüglich stand. Sie fühlte deutlich, daß sie dem Fremden gefiel. Was lag daran?!

Lächelnd nahm sie ihre kleinen Menschen aus dem Glaskasten und trug sie auf den Tisch herüber.

Eine spanische Tänzerin gefiel dem Fremden am besten.

„Könnte ich dazu vielleicht auch einen Partner bekommen?" fragte der Kunde. „Und auch zwei spanische Musiker, die dem Paare aufspielen zum Tanze? Ich bin noch acht Tage hier in der Stadt."

„Ich werde bereits in vier Tagen damit fertig sein," sagte Editha ganz aufgeregt über das unerhörte Glück.

Er gab ihr das Hotel an, in dem er wohne, und stellte sich vor. Und dann geschah etwas ganz Unerwartetes: er lud sie für den Abend ein in das vornehmste Kabarett der Stadt. „Ich bin so verwaist hier," setzte er lächelnd als Entschuldigung hinzu.

Sekundenlang wußte Editha nicht, was sie antworten sollte, dachte an Walter, an seine Eifersucht. Wenn er etwas erführe? Und doch lockte es sie, wieder einmal in Schönheit zu leben, Frauen zu sehen mit nackten Schultern und glitzernden Ringen, Männer mit müden Bewegungen, und weiche Musik zu hören. Was war denn schon dabei, wenn sie mit einem Kunden ausging, der solche Aufträge gab?! Wahrlich, da konnte er, Walter, nichts dagegen einwenden!

„Ich nehme die Einladung gerne an," sagte sie fast ein wenig kokett. Er versprach, sie am Abend mit dem Wagen abzuholen.

Als der Kunde weg war, küßte Editha die spanische Tänzerin stürmisch. Dann rannte sie fort, holte auf Pump alles zusammen, was sie zu den Puppen brauchte, und begann fieberhaft zu arbeiten. Sie sang dazu. Wie flott ihr alles von der Hand ging! Das große Warten auf den Abend war in ihr. Sie nahm sich vor, aus einem ein klein wenig schlechten Gewissen heraus, ihrem Walter von dem verdienten Geld sogleich etwas zu kaufen.

Editha brauchte abends ziemlich lange zur Toilette, und als sie zum Schluß in den Spiegel sah, war sie zufrieden. Nur die Ohrläppchen, die brauchten noch etwas Rot, damit die Perlen besser abstachen.

Auf die Minute pünktlich fuhr das Auto vor.

Sie lief hinunter. Vor dem Hause küßte er ihr die Hand. Dann stiegen sie ein. Ein paar Rosen lagen auf ihrem Platz. Sie nahm sie ganz selbstverständlich, aber voll innerer Freude.

Ein Boy sprang, als sie ankamen, und hielt die Türe.

In der Garderobe wußte sie nicht, ob sie ihren Sealmantel ablegen solle oder nicht. Sie wollte ihr schickes Abendkleid doch sehen lassen, die Schleppe, die von der rechten Schulter aus niederfiel.

„Ich fürchte, daß es Ihnen zu kühl wird," meinte er. Die Garderobiere versicherte das Gegenteil — und so überließ Editha ihren Mantel einem Neger, der ihn weiterbeförderte.

Der Direktor und ein Ober flitzten dem Paare nach. Wie wählerisch dieser Dr. Wozza mit dem Platze war! Editha lächelte in sich hinein und fühlte sich geschmeichelt; sie ahnte, weshalb er so lange nicht das Richtige fand. Und als sie sich endlich in einer Nische niederließen, an einem winzigen Tischchen mit zwei mächtigen Fauteuils, da freute sie sich, recht gehabt zu haben: er wollte allein sein mit ihr.

Eine keck blinzelnde Lampe mit einem roten Schirm breitete sich zwischen ihnen. Der Ober notierte ein fabelhaft zusammengestelltes Souper. Der Doktor ist ein Weltmann, sagte sich Editha und hoffte, im Laufe des Abends schon noch mehr aus ihm herauszubringen. Die Rosen dufteten in der Wärme wunderbar. Wie Silber blitzten seine manikürten Nägel zu ihr herüber. Fürstinnenhaft ließ sich Editha bedienen, war anspruchsvoll und gnädig, plauderte mit sehr gedämpfter Stimme und hätte doch am liebsten getollt und gelacht wie ein junges Mädel, als der Sekt in die schalengleichen Gläser schäumend perlte. Unter Palmenblättern saß die Jazzkapelle. Es war ganz unglaublich, wie galant di[illegible] war. In dieser Beziehung konnte Walter noch etwas !

Nach dem Souper bot er ihr den Arm. Sie stiegen ein paar Treppen hinunter und tanzten.

Als sie in ihre Loge zurückkehrten, war er in großer Sorge, daß sie sich erkälten könnte.

„Ich werde Ihnen den Mantel holen," erklärte er trotz ihrer Versicherung, daß sie nicht erhitzt sei, daß es hier nicht ziehe.

Als er zur Garderobe hinausging, saß sie zurückgelehnt und lauschte auf die Musik und besah die Leute ringsum. Eigentlich ist es doch gut, daß er den Mantel holt, überlegte sie. Der Ober und die Leute sollen nur sehen, daß sie nicht bloß ein elegantes Abendkleid besitze! Sie nahm aus der Schachtel, die auf dem Tische lag, eine Zigarette, der Pikkolo kam sofort mit Feuer.

Ein neuer Tanz begann... endete. Wo Dr. Wozza nur so lange bleibt? Sie wurde fast ein wenig nervös, mußte immer und immer wieder auf die Türe sehen. Schließlich stand sie auf und ging hinaus in die Garderobe und fragte nach dem Herrn, der den Sealmantel geholt habe.

„Der ist schon längst weggefahren," sagte die Garderobiere.

„Weggefahren?" stotterte Editha und erwachte und mußte sich an einem Stuhle festhalten.

„Ich bin betrogen worden, ich bin bestohlen," schrie sie wie wahnsinnig, daß das Personal und die Gäste zusammenliefen.

Der Ober, der sie bediente, brachte sofort die Rechnung.

„Ich habe nicht einen Pfennig Geld bei mir," erklärte Editha. Wie grob der Kerl nun wurde! Jetzt merkte man nichts mehr von dem aalglatten, untertänigen Ober.

Die Gäste kehrten in den Tanzraum zurück, während Editha im Direktionszimmer zurückgehalten wurde, bis ein Schutzmann kam. Sie mußte ihren Namen und ihre Adresse angeben. Dann konnte sie gehen und trottete frierend durch die Nacht heimwärts und dachte immer nur an das eine: wie sie den Verlust ihres Sealmantels Walter gegenüber eingestehen könne.

Mit einem überlegenen mokanten Lächeln schien sie im Atelier die spanische Tänzerin zu empfangen.

Pflanzennahrung der Urbevölkerung

Von Dr. W. Wächter.

Als die Menschen den Ackerbau noch nicht erfunden hatten, als sie sich von der Jagd, vom Fischfang ernährten oder nomadisierende Hirten waren, mußten sie natürlich irgendwelche pflanzliche Nahrung genießen, da der Mensch von Fleisch allein nicht zu leben vermag. Wenn sie also noch nicht verstanden, Pflanzen zu kultivieren, so blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu nehmen, was ihnen die Natur an wilden Pflanzen bot; sie sammelten also Kräuter, Wurzeln, Zwiebeln, Knollen und Früchte, ganz wie die Tiere. — Bevor die Menschen gelernt hatten, Feuer zu machen, wurden die Pflanzen wie das Fleisch selbstverständlich roh gegessen, was unseren Vorfahren übrigens ganz gut bekommen sein muß. Bekanntlich wird ja auch heute noch der Rohkost das Wort geredet, und wir alle essen ja immer noch rohe Früchte und Salate, wie wir Tatarbeefsteak und rohe gesalzene Heringe mit mehr oder weniger Genuß verzehren.

Aus Professor Maurizios neuem Buche (Die Geschichte unserer Pflanzennahrung von den Urzeiten bis zur Gegenwart, Verlag von Paul Parey, Berlin) können wir zu unserem großen Erstaunen lernen, welche Fülle von verschiedenen Pflanzen den „Sammlervölkern" zu Gebote standen. Etwa 500 Pflanzenarten hat Maurizio ausfindig gemacht, die auf der nördlichen Halbkugel, ohne Berücksichtigung der Tropen, gesammelt wurden. Würden wir die Pflanzen der südlichen Halbkugel und die der Tropen auch kennen, so würde die Zahl der Nahrungspflanzen sicher auf das Doppelte anschwellen. Mit Erfindung des Ackerbaues wird die Zahl der Nutzpflanzen immer geringer, und heutzutage, wo wir eigentlich nur noch angebaute Pflanzen essen, lassen sich diese fast an den Fingern abzählen.

Es war natürlich nicht leicht festzustellen, welche Pflanzen unsere Vorfahren vor Tausenden von Jahren gegessen haben, aber wir gewinnen doch ein ziemlich zuverlässiges Bild von der pflanzlichen Urnahrung, wenn wir ausfindig machen, welche Pflanzen jetzt noch von den primitiven Völkern gesammelt werden, was sich an Pflanzenresten in den Gräbern vorgeschichtlicher Völker, der Pfahlbauern usw., findet und welche Pflanzen in geschichtlicher Zeit von den Menschen bei Hungersnöten gesammelt werden. Unsere Forschungsreisenden haben nur zum Teil auf die Nahrungspflanzen der „Wilden" acht gegeben, und selbst die Botaniker unter den Reisenden haben sich meistens darauf beschränkt, die wildwachsenden Pflanzen zu sammeln und zu bestimmen. Forscher, wie der berühmte Afrikareisende Schweinfurth, der großes Gewicht auf die Erforschung der Nahrungsmittelbeschaffung der Eingeborenen legte, sind selten. Auch die Prähistoriker, die Erforscher vorgeschichtlicher Völker, haben lange Zeit die Bedeutung pflanzlicher Reste in den Gräbern verkannt, und der Inhalt mancher Urne ist als unwesentlich verschüttet worden. Die Bedeutung der Pflanzen, die in Hungerszeiten gesammelt werden, für die Fragestellung Maurizios wird jeder begreifen, der sich an die „Wildgemüse"-Zeit des letzten Krieges erinnert. Daß diese Wildgemüse einstmals zu den Sammlerpflanzen unserer Vorfahren gehört haben, ist mit Sicherheit anzunehmen. Es ist ein soziologisches Gesetz, daß in Zeiten rückläufiger Kultur die Menschen immer wieder auf die Sitten und Gewohnheiten bereits durchlaufender Entwicklungsphasen zurückgreifen. Wenn plötzlich alle Maschinen verschwänden, so würden wir genau wieder die Werkzeuge unserer Voreltern benutzen; wenn es plötzlich

kein Eisen oder Kupfer mehr gäbe, würden wir wieder unsere Waffen und Werkzeuge aus Stein herstellen. So geht es also auch mit den Nahrungsmitteln.

An wie interessanten Dingen man vorübergehen kann, wenn man die Kenntnisse der menschlichen Ernährung nicht genug würdigt, lehren die Fälle, in denen die Forscher sich einmal mit diesen Dingen etwas eingehender beschäftigt haben. Zu den anregendsten Kapiteln des Mauriziosschen Buches gehört dasjenige, in dem die Rede ist von der gemeinschaftlichen Nahrung der Menschen und der Tiere. Wie die Menschen sich Wintervorräte beschaffen, so gibt es außer dem Hamster eine ganze Reihe von Tieren, die in guten Zeiten an die schlechten denken. So sammelt z. B. eine Wasserratte Wurzeln, die sie sorgfältig reinigt und sortiert. In Sibirien gibt es eine Wühlmaus, die ebenfalls große Mengen von Wurzeln sammelt, sie sorgfältig reinigt und in zolllange Stücke zernagt. In der Mongolei lebt eine Hasenart, die sich Heuvorräte anlegt. Die Menschen spüren ihnen nach und treiben ihre Schafe in jene Gegenden, wo der Hase lebt, wenn das Futter knapp wird. Die Schafe rauben dann das Heu, das die Hasen mit Mühe zusammengebracht haben. In Nordasien bestehlen die Itälmen die Vorratskammern der Mäuse, die die Zwiebeln des Türkenbundes, einer auch bei uns vorkommenden Lilie, aufspeichern. Diese Zwiebeln gelten bei den Itälmen für einen Leckerbissen, sind aber etwas mühsam zu sammeln, und so lassen sie die Mäuse für sich arbeiten. Als Ersatz legen die Menschen in die Mäuselöcher Zirbelnüsse, und außerdem lassen sie den Mäusen etwa ein Drittel der Zwiebeln zurück. Aehnliches wird von einem Indianerstamm in Amerika berichtet; auch sie entnehmen den Vorratskammern der Mäuse schwer zu sammelnde Pflanzenteile, eine Erdbohne. Dafür legen sie den Mäusen Mais in das Nest, und auch sie lassen einen Teil der Erdbohnen zurück. Der Entdecker dieser sonderbaren „Interessengemeinschaft" spricht von einer Symbiose zwischen Mensch und Maus. Da wir aber in der Biologie unter Symbiose ein Gemeinschaftsleben verstehen, in dem jeder Partner dem anderen nützlich ist oder zum mindesten keiner den anderen schädigt, so ist die Bezeichnung Symbiose wohl nicht ganz zutreffend, denn ohne Frage ist die Maus im Nachteil. Im Grunde genommen ist es ein ganz raffinierter Egoismus, wenn die Itälmen und Indianer den Tieren so viel der kostbaren Zwiebeln und Bohnen lassen, daß sie nicht die Lust zum Weitersammeln verlieren.

Es ist merkwürdig, mit wie sicherem Instinkt die Tiere die ihnen bekömmlichen Pflanzen sammeln und das Schädliche vermeiden. Und so müssen wir wohl annehmen, daß auch die Naturvölker noch mit einem ähnlichen Instinkt für das ihnen Zuträglich ausgestattet sind, der uns ganz verlorengegangen ist. Wer von uns heute, ohne Kenntnis der Pflanzen zu besitzen, darauf angewiesen wäre, sich seine Nahrung zu sammeln, würde ganz bestimmt nicht immer das Richtige treffen, sondern manche giftige Beeren und Wurzeln erst kennen lernen, nachdem sie ihm Beschwerden gemacht haben.

Zwischen neun und zehn Uhr . . .

Die Geschichte eines Einbruches.

Im kleinen Abendkleide stand Frau Nitta vor dem Spiegel und zählte bis zum siebenten Schlage die Uhr mit, als ein Herr gemeldet wurde. Sie überflog die Karte und zuckte die Achsel. „Böttcher?" Der Name war ihr völlig unbekannt.

„Der Herr läßt entschuldigen, aber er muß Sie unbedingt in einer sehr dringlichen Angelegenheit sprechen, gnädige Frau!" wiederholte das Mädchen, als es merkte, daß ihre Dame den Gast nicht empfangen wollte.

Aergerlich warf Frau Nitta die Puderquaste in die Alabasterschale und ging dann ins Empfangszimmer hinüber.

Ein großer, schlanker Herr, die Schläfenhaare meliert, kam ihr grüßend entgegen und legitimierte sich als Kriminalbeamter.

Erstaunt und neugierig bot Frau Nitta dem Fremden einen Stuhl an und setzte sich selbst.

„Ich bin von der Polizeidirektion beauftragt, bei Ihnen vorzusprechen," sagte Böttcher. „Es soll nämlich heute abend, zwischen neun und zehn Uhr bei Ihnen eingebrochen werden."

„Um Gotteswillen!" lallte Frau Nitta, und ihre beiden Arme fielen von Schrecken ermattet über die Lehne des Klubfauteuils herunter.

„Ich glaube, den Einbrecher zu kennen," sagte sie. „Es ist sicher der Schatz meiner Köchin, die ich vorige Woche entlassen mußte. „Sie werden schon noch an mich denken!" Das waren ihre letzten Worte beim Gehen."

„Ob ihre Vermutung richtig ist, gnädige Frau, darüber kann ich allerdings keinen Aufschluß geben," meinte Böttcher. „Ich weiß nur, daß eine Bande von vier Mann für heute abend einen Einbruch in ihre Villa geplant hat. Einer davon, der Spähe stehen sollte, verriet die Sache an uns."

„Der darf aber doch nicht bestraft werden, nicht wahr? Ich will ihn sogar belohnen," warf Frau Nitta hocherregt dazwischen. „Und die anderen, die sitzen doch hoffentlich wohlverwahrt hinter Schloß und Riegel?"

Böttcher lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nicht?" fragte Frau Nitta erstaunt.

„Wenn wir die verhaftet hätten, würde es wahrscheinlich dem Verräter das Leben kosten. Außerdem ist ja noch gar keine Tat geschehen, die uns das Recht zu einer Verhaftung gäbe."

„Nehmen Sie es mir nicht übel Herr Böttcher, aber ist es nicht eine Narretei, abzuwarten, bis einer strafreif ist?"

„So lautet eben das Gesetz, gnädige Frau."

Das Telephon läutete. Frau Nitta schleppte sich zum Apparat, nannte ihren Namen.

„Wie bitte...? Ah, Polizeidirektion...! Gewiß, Herr Böttcher ist bereits anwesend. Ich werde ihn sofort rufen." Sie übergab den Hörer Böttcher, ließ sich schwer in den Stuhl fallen und verfolgte nervös und interessiert das Gespräch.

„Einen Augenblick, wenn ich bitten darf, Herr Regierungsrat..." Böttcher wendete sich Frau Nitta zu: „Wieviele Zimmer hat die Villa, gnädige Frau?" „Sieben," erwiderte sie. Böttcher dankte und gab die Antwort weiter. „... Nein, ich glaube, es genügen sechs Mann, Herr Regierungsrat. Zum Beispiel hier in dem großen Zimmer lassen sich zwei Mann vorzüglich hinter den Portieren verstecken." — Frau Nitta kauerte sich erschrocken zusammen: Ist es denn nicht Wahnsinn, was sich da vorzubereiten scheint?! — „Sehr schön, Herr Regierungsrat, ich erwarte also die Herren. Habe die Ehre, Herr Regierungsrat."

„Ja, was haben Sie denn vor?" schrie Frau Nitta, als Böttcher einhängte.

„Sechs Mann der Polizei werden jetzt kommen und sich im Hause hier verstecken, um die Herren Einbrecher liebevoll zu empfangen."

„Warum fassen Sie sie denn nicht gleich auf der Straße ab?"

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, da sieht man, daß Sie nichts vom Einbrechen verstehen. Die Kerle kommen doch nicht miteinander und außerdem muß doch eine Tat geschehen. — Sind Sie übrigens sicher, daß das Zimmermädchen uns nicht verrät?"

Frau Nitta sah ihn zweifelnd an. Das Mädel war schließlich mit der Köchin befreundet.

„Wissen Sie was, Herr Böttcher: ich schicke sie weg, gebe ihr mein Theaterbillett. Das sieht sicher ganz harmlos aus. Mir ist sowieso, wie Sie sich denken können, jede Lust zu einem Vergnügen vergangen."

„Sie sind ja der reinste Sherlock-Holmes!" rief Böttcher Frau Nitta belustigt nach.

Als sie wiederkehrte, stand Böttcher gerade am Fenster.

„Ist noch ein zweiter Ausgang im Hause, gnädige Frau?" fragte er.

Sie nickte.

„Sicher wissen ihn die Kerle auch. Ich werde sofort einen Mann an diese Türe stellen."

„Ich glaube, daß es überhaupt gut wäre, wenn Sie sich in meinem Hause etwas orientieren würden," schlug Frau Nitta vor.

„Ich wäre Ihnen äußerst verbunden, gnädige Frau," sagte Böttcher dankend und nahm sogleich Bleistift und Notizbuch aus der Tasche.

„Hier ist eine kleine Dependance meines Weinkellers. Ich würde mich freuen, wenn sich die Herren bedienen würden."

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau, aber wir sind im Dienst."

„So strenge? Entschuldigen Sie bitte! Es war aber nicht böse gemeint. Ich bin Ihnen ja so unendlich dankbar, daß Sie gekommen sind. Die Hauptsache ist nur, daß diese Kerle von der Tapetentür hier nichts wissen. Hinter der habe ich nämlich meinen Geldschrank, meine Pretiosen versteckt. Ich habe mir die Tür erst nach dem Tode meines Mannes machen lassen."

„Seien Sie ganz beruhigt, gnädige Frau, die Wache vor dieser Tür werde ich selbst übernehmen," versprach Böttcher und sah auf die Uhr. „Und nun, gnädige Frau, würde ich Sie bitten, sich ins Schlafzimmer zurückzuziehen. Aber bitte, kein Licht machen!"

„Ich soll mich zurückziehen? Allein zurückziehen? Ausgeschlossen! Ich würde vor Angst sterben."

„Aber gnädige Frau, das muß so sein! Sie bekommen doch eine Patrouille vor die Tür."

„Und wenn Sie mir zehn Mann vor die Tür stellen, lege ich mich nicht schlafen. Was hilft mir Ihre Patrouille! Am Ende wird sie überwältigt von den Einbrechern."

„Sehr schmeichelhaft und vertrauensvoll klingt das nicht für mich," lachte Böttcher.

„Sie können leicht lachen. Sehen Sie denn nicht, daß ich ganz verzweifelt bin." Sie schrieb eine Nummer auf einen Zettel. „Bitte rufen Sie diese Nummer hier an, wenn alles vorüber ist.

Ich flüchte zu Freunden, ich kann nicht hier bleiben. Lassen Sie mich fort!" bettelte sie. „Können Sie mich denn nicht verstehen? Es wäre mein Tod, wenn ich nicht aus dem Hause ginge."

„Ich habe natürlich kein Recht Sie zu halten, gnädige Frau."

Frau Nitta übergab ihm einen Bund Schlüssel.

„Ich möchte nur wissen, warum dieser eine seine Kameraden verraten hat."

„Weil er nur einbrechen und nicht morden wollte, wie die anderen."

Frau Nitta wurde weiß bis in die Lippen und lehnte sich erschöpft an die Türe.

„Morden?" wiederholte sie lautlos.

„Die Bande ist sicher mit Revolvern und Totschlägern bewaffnet," sagte Böttcher.

Entsetzt, wortlos riß Frau Nitta die Türe auf und floh hinaus. Auf der Treppe, im Garten, überall geisterten dunkle Gestalten, wartend, lauernd. Erst als sie ein Stück von ihrer Wohnung entfernt war, wagte sie stehenzubleiben, sah sie zu ihrem Hause zurück, das so friedlich und ruhig dastand in seinem dunklen Garten.

Wie verfolgt jagte sie weiter durch stille Straßen. Sie wollte jetzt nicht einmal gleich ihre Freunde sehen. Sie weinte, schluchzte, sprach laut mit sich und erst, als sie sich ganz entkräftet fühlte, nahm sie einen Wagen und fuhr zu ihren Bekannten.

Dort konnte sie vor Erregung und Tränen kaum Bericht erstatten. Wie ein krankes Kind wurde sie auf die Chaiselongue gebettet. Mit geschlossenen Augen lag sie. Wie sie jedes leiseste Geräusch aufschreckte! Wie elend ihr war! So stellte sie sich das Sterben vor.

Was jetzt wohl zu Hause vor sich geht? Vielleicht kam es zu einer Schlacht? Wurde die Polizei entwaffnet?

Plötzlich meldete sich das Telephon.

Mit einer Kraft, über die sich Frau Nitta selber wunderte, rannte sie zum Apparat.

„Gott sei Dank, es ist alles gut vorüber!" schrie sie zu den wartenden Freunden zurück. „Gewiß, Herr Böttcher, wir werden im Augenblick dort sein."

In nervöser Hast zog sie sich an und lief über die Treppe in ein bereitstehendes Auto.

Als sie an dem Hause vorfuhren, war ihr erster Blick nach den Fenstern des großen Zimmers. Sie waren hellerleuchtet.

„Er ist ein famoser Mensch, dieser Böttcher," sagte sie, während sie mit ihren Freunden die Villa betrat.

Wie still es in dem Hause war! Sie rief Böttchers Namen, und da sie keine Antwort bekam, stieß sie die Tür in die Diele auf und war dann wie gelähmt: Kästen, Truhen standen offen, waren durchwühlt. An den Wänden fehlten Bilder, geleerte Weinflaschen lagen wüst und zerschellt herum. Es war die Arbeit des „Kriminalers" Böttcher und seiner Genossen...

Die Bank

Von Robert Grötzsch.

Als Herr Theobald die Mittagsstunde hinter sich hatte, nahm er seinen Weg zum Büro durch den Park — wie immer seit fünfzehn Jahren. Die Maikätzchen schaukelten im Winde. Die Vögel tirilierten. Sonnenflut schwelgte unter blauem Himmel. Der ganze Kosmos sagte ein Frühlingsgebet auf.

Herr Theobald hatte es sehr eilig. Immerhin: als er den schön geschwungenen Sandweg längs der Böschung des Flusses dahinschritt und an die Stelle kam, wo sonst eine Bank gestanden, blieb er stehen. Wo war die Bank? Ein leerer Fleck gähnte zwischen den Hollundersträuchern, am Boden zwei Steinschwellen mit starrenden Schrauben — wo war die Bank? Der Atem stockte ihm! Er witterte seitlich über die Böschung und erschrak. Die Bank lag im Wasser des Flußufers. Die Wellen spülten über die Lehne hinweg, die eisernen Beine streckten sich trostlos in die Luft und klagten gen Himmel.

Herrn Theobald stockte der Atem noch immer. Er sieht die Burschen vor sich, die sich geschunden und abgerackert haben, um zu zerstören, zu schänden, Verwüstung zu verbreiten. Jeden Tag im Sommer hat er nach Büroschluß hier zwischen blühendem Hollunder gesessen ... jeden Tag im Sommer.

Eine Turmuhr schlägt in der Nähe und fährt in Herrn Theobalds Beine; automatisch setzen sie sich in Marsch. Doch schon nach fünfzig Metern kommen sie wieder ins Halten, und Herr Theobald wirft einen Blick zurück. Das Wasser plätschert leis uns bös über das Holz der Geschändeten.

Nein, das kann man so nicht liegen lassen. Und er kehrt wieder zurück, steigt die in sanfter Schrägung abfallende Böschung hinunter, geht bis dicht ans Wasser, faßt eins der eisernen Beine und beginnt zu zerren. Mit großer Gemächlichkeit rückt sie hinter Herrn Theobald her, die sandige Uferlehne hinauf. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn, aber er setzt erst ab, als ein breiter Schatten vom Weg her über das besonnte Ufer fällt. Der Schatten hat einen Helm auf. Und als sich Herr Theobald umdreht, steht auf dem schön geharkten Wege ein Schutzmann.

„Was treiben Sie hier?" "

Herr Theobald ist sowohl atemlos als auch entrüstet, doch zunächst zieht er die Bank mit einem letzten Ruck auf die Grasfläche herauf und richtet das Gestell empor. Die Sonne entzündet auf dem durchnäßten Holze flimmernde Reflexe, während Herr Theobald Schweiß wischt und die Frage des Schutzmanns beantwortet.

„Das Betreten der Böschung ist verboten!" Und er habe do unten am Wasser überhaupt nichts zu machen.

Die Stimme unter dem Helm hat etwas gelassen Entschiedenes, Diskussionsfeindliches. Herr Theobald begibt sich auf den rechtmäßigen geharkten Sandweg. Der Schutzmann mißt die hagere Gestalt mit einem blauen Blick. „Warum wollten Sie die Bank herunterwerfen?"

„Ich? Ich? Erlauben Sie mal. Ich habe sie den Fluten entrissen!"

Der mit dem Helm lächelt geringschätzig, steckt zwei Finger in die Knopfreihe der Uniform und meint, jetzt müßten sie erst mal zusammen zur Wache gehen. — —

An diesem Nachmittag kam der erste Buchhalter der chemischen Farbwerke zwei Stunden zu spät. Der Bürochef konnte sich nicht entsinnen, so etwas je an Herrn Theobald erlebt zu haben. Die Wangen des Buchhalters glühten in der Röte der Erregung, seine Augen waren wie schwelender Zunder und sein Mund bebte eine Geschichte, die niemand im Büro verstand. Nur soviel erfaßte der zweite Buchhalter, daß sich Herr Theobald der mehrfachen Beamtenbeleidigung schuldig gemacht habe.

„In dieser Zeit werden die besten Leute rabiat," sagte der Bürochef und gab es auf, hier noch Zusammenhänge zu suchen. — Wenn er es absitzen muß, werde ich Erster, dachte der Zweite und drückte die Nase ins Hauptbuch, während Herr Theobald seinen Drehsessel hoch emporschraubte.

Am Rande der Böschung jedoch stund die Bank wieder auf ihren vier eisernen Beinen, tropfte noch immer Wasser aus allen Wunden und ließ auf der schwarzen Anschrift „Nur für Erwachsene" die Sonnen brennen und leuchten.

Als abends die Dunkelheit Busch und Strauch einhüllte, kam des Wegs, eng umschlungen, träumerisch und flüsternd ein Pärchen. An der gewohnten Stelle tastete es nach der Lehne, tastete sich bis zum Rande vor, fühlte die Bank und ließ sich vergessen und selig nieder. Die Bank aber gab nach, kippte um und blieb an der Kante der Böschung liegen, indes das Pärchen den Abhang hinunterkollerte. Der junge Mann fauchte und eine mörderische Wut überkam ihn. Er packte die Bank, kantete sie empor und gab ihr einen Stoß, daß sie sich überschlug. Das Wasser des Ufers spritzte klatschend hoch.

Auf das junge Mädchen jedoch machte dies Erlebnis einen niederschmetternden Eindruck, daß sie an diesem Abend nicht mehr in Stimmung zu bringen war.

Am nächsten Morgen kam Herr Theobald wieder an der Stelle vorüber — wie immer seit fünfzehn Jahren. Die Bank lag wieder im Wasser, die eisernen Beine klagend gen Himmel gestreckt ... Da schüttelte Herr Theobald den Kopf. Er verstand diese Welt nicht mehr.

Merkworte:

Wie selten ist es doch, wenn man sich selbst beobachtet, die Empfindung auch nur ein einziges Mal ganz rein strömen zu sehen! Fast immer ist sie mit etwas Schlamm oder Narrheit verquickt.

*

Die Welt ist voll Torheit, Dumpfheit, Inkonsequenz und Ungerechtigkeit, es gehört viel Mut dazu, diesen nicht das Feld zu räumen und sich beiseite zu begeben.

*

In unsern Kindern bauen wir unser ewiges Leben.
